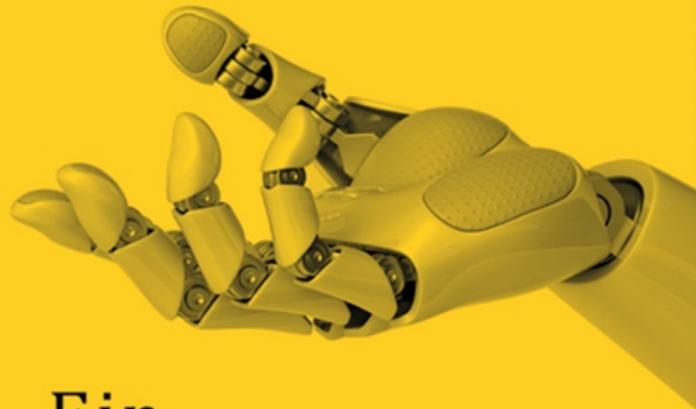


Lisa Herzog

DIE RETTUNG DER ARBEIT



Ein
politischer
Aufruf

Hanser  Berlin

Der Mythos vom schöpferischen Genie

Es gibt ein Bild von der Wirtschaftswelt, das erklärt, warum Unternehmensgründer als Helden gefeiert werden. Diesem Bild zufolge gibt es so etwas wie einen Normalzustand der Wirtschaft, in dem alles in glanzloser Mittelmäßigkeit vor sich hin läuft. Die Massen der arbeitenden Menschen sind gefangen in Routinen, das System befindet sich tendenziell auf einem Abwärtspfad hin zu mehr Schludrigkeit und weniger Effizienz. Dann aber geht die Sonne auf — und aus dem Nichts (oder zeitgemäßer: aus einer kalifornischen Garage) erscheint ein Genie. Es ist jung, männlich, hat einen sportlichen Gang und einen kühnen Blick, mit einer Portion »Nerd« daruntergemischt. Das Genie hat *per definitionem* eine geniale Idee, und es setzt alles daran, sie Realität werden zu lassen. Gegen alle Wahrscheinlichkeiten, gegen alle Widerstände, gegen alle Trägheiten des Systems bringt es das Neue in die Welt.

Wenn dieses Bild wahr wäre, müssten wir alle den Genies dankbar sein. Ohne sie, so die Vorstellung, würden wir alle im Sumpf des Ewig-Gleichen versinken. Sie halten die Gesellschaft in Bewegung, sie sind »disruptiv«, und das mag zwar kurzfristig etwas weh tun, langfristig aber bringt es uns voran (dass es langfristig bergauf geht, ist ebenfalls Teil dieses Bildes). Dass unterdessen riesige Summen auf den Bankkonten der Genies landen, ist berechtigt, schließlich leisten sie Außergewöhnliches. Wer das bezweifelt, dem wird vorgeworfen, eine »Neiddebatte« vom Zaun zu brechen und von der Missgunst der Mittelmäßigen, die die Besonderheit der Genies nicht anerkennen wollen, besessen zu sein.

Das Bild des Unternehmergenies wird selten explizit heraufbeschworen, doch es scheint immer wieder auf, vor allem wenn es um digitale Umwälzungen geht. Start-ups werden gepriesen, als wären alle, die in bestehenden Firmen arbeiten, schon allein deshalb Versager. »Disruption« wird über »Evolution« gestellt und alles, was nach gradueller Veränderung aussieht, als zu träge verurteilt. Wem der Genie-Status zugesprochen wird, für den gelten andere Regeln — dass zum Beispiel bei Facebook in den Anfangsjahren der Slogan »Move fast and break things« galt, wurde nicht als rücksichtslos kritisiert, sondern galt als nachahmenswert.

Abgewertet werden dagegen alle möglichen Formen der Arbeit, die nicht mit »Disruption«, sondern mit dem Aufrechterhalten bestehender Abläufe zu tun haben — die Arbeiten zum Beispiel, die nötig sind, damit die Genies überhaupt an ihren Projekten tüfteln können, vom Transport von Lebensmitteln über das Reparieren von Schlaglöchern bis hin zur Wahrung der öffentlichen Ordnung durch Polizei und Behörden. Abgewertet werden auch alle Tätigkeiten, die mit der Pflege von jungen, alten oder kranken Menschen zu tun haben; all dies wirkt blass und farblos gegenüber dem Glitzern der Genies. Und nur am Rande bemerkt: ein Schelm, wer sich jetzt Fragen nach männlichen und weiblichen Rollenbildern stellt.

Nun soll hier gar nicht in Abrede gestellt werden, dass es Individuen gibt, die eine entscheidende Rolle dabei spielen, dass wissenschaftliche Erkenntnisse in neue technische Produkte verwandelt werden. Sie benötigen dafür sowohl ein Verständnis der technologischen Möglichkeiten als auch ein Gespür dafür, welche Bedürfnisse damit befriedigt oder überhaupt erst geweckt werden könnten. Sie finden die geeignete unternehmerische Form dafür, dass ein Massenmarkt erreicht werden kann. Dazu ist eine Kombination aus Fähigkeiten und Talenten nötig, die nicht jeder hat.

Erste Zweifel am Bild von den einsamen Genies entstehen jedoch, wenn man sich seine ideengeschichtlichen Hintergründe in Erinnerung ruft. Einer der wichtigsten Vordenker dieser Vorstellung war Joseph Alois Schumpeter (1883—1950), ein aus Österreich stammender Wirtschaftswissenschaftler und Politiker, der in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts maßgeblich an der Begründung der sogenannten »österreichischen Schule« der Ökonomie beteiligt war. Diese Schule betont besonders die dynamischen Eigenschaften kapitalistischer Systeme. Während andere Ökonomen danach fragten, wie Märkte ein *Gleichgewicht* zwischen Angebot und Nachfrage schaffen konnten, interessierte sich Schumpeter dafür, wie *Ungleichgewichte* entstehen konnten: konjunkturelle Zyklen, technologische Umbrüche oder Neuerungen in den Organisationsformen des Wirtschaftslebens.

Der bis heute bekannteste Begriff Schumpeters ist die »kreative Zerstörung«. Die Idee ist älter und taucht zum Beispiel schon 1848 im *Kommunistischen Manifest* von Karl Marx und Friedrich Engels auf. Aber erst Schumpeter popularisierte sie unter diesem einprägsamen

Label. Die Helden der »kreativen Zerstörung« sind nicht die wissenschaftlichen Erfinder, sondern diejenigen, die Innovationen im Markt durchsetzen — sie sind »kreativ«, weil sie etwas Neues schaffen und die Welt verändern, aber auch »zerstörerisch«, weil alteingesessene Firmen von der neuen Konkurrenz hinweggefegt und die Spielregeln der Märkte neu geschrieben werden. Oder in den Worten von Marx und Engels: »Alle festen eingerosteten Verhältnisse mit ihrem Gefolge von altehrwürdigen Vorstellungen und Anschauungen werden aufgelöst ... Alles Ständische und Stehende verdampft ...«

Bei Marx und Engels bleiben die Akteure dieser dynamischen Veränderungsprozesse namen- und gesichtslos; ihr Fokus liegt auf den systemischen Prozessen der Konkurrenz und der Kapitalbildung. Bei Schumpeter dagegen steht hinter der Rede von der »kreativen Zerstörung« ein ziemlich krudes Menschenbild, dem zufolge der passiven, trägen Masse einige wenige »große« Menschen gegenüberstehen, denen es gegeben ist, aus ihr herauszutreten. Während die Mehrzahl der Menschen sich damit zufriedengibt, ein ruhiges Leben zu führen, ist der »Unternehmer« angetrieben von einem rastlosen Ehrgeiz, der ihn dazu bringt, Neues in die Welt zu bringen, ungebremst von gesellschaftlichen Konventionen oder Rücksichten.

Ein derartiges Menschenbild war in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts nicht ungewöhnlich. Die Sehnsucht nach »großen Männern« war gerade in den chaotischen Jahren der Weimarer Republik weit verbreitet. Auch bei Max Weber (1864—1920), einem der Gründerväter der Soziologie, findet sich die Vorstellung vom »charismatischen« Herrscher, der die Massen für sich einnimmt. Die Gefahren, die derartige Formen der Führung mit sich bringen, zeigten die folgenden Jahrzehnte auf die denkbar deutlichste Weise auf. Schumpeters »Unternehmer« ist nicht im politischen, sondern im wirtschaftlichen Bereich aktiv. Aber als Typus besitzt er eine irritierende Ähnlichkeit mit den Vorstellungen von »Führern« und »großen Männern«, die damals zirkulierten.

Nun mag man einwenden, dass es gerade im digitalen Zeitalter gar nicht so sehr auf Führungsstärke ankomme und die Bewunderung für die Gründer digitaler Imperien auf ganz anderen Dingen beruhe: auf

Ideenreichtum, Innovationsgeist, Erfindungskraft. Und diese Fähigkeiten nötigen uns in der Tat Respekt ab. Wer sie dazu nutzt, gesellschaftlich wertvolle Neuerungen in die Welt zu bringen, sollte auch das Recht haben, sich selbst ein großes Stück vom Kuchen abzuschneiden — oder etwa nicht?

Dieses Argument hat eine gewisse Berechtigung. Aber haben Sie sich schon einmal gefragt, wer beispielsweise »der Erfinder« des Internets ist? Genannt wird manchmal der Brite Tim Berners-Lee, der wesentliche Bausteine wie die html-Sprache für Webseiten entwickelte. Allerdings: Berners-Lee hat damit kein Geld verdient, er arbeitete während dieser Zeit am europäischen Forschungslabor CERN in der Schweiz, nicht für eine private — oder gar eigene — Firma. Obwohl er zahlreiche Preise erhalten hat, ist er vor allem Experten bekannt.

Vor allem aber: Auch Berners-Lee arbeitete nicht alleine. Seine Entwicklungen betteten sich in einen viel größeren, arbeitsteiligen Zusammenhang ein, in dem eine Vielzahl von Menschen daran mitarbeitete, die Vernetzung von Computern hin zu dem, was wir heute das Internet nennen, zu ermöglichen. Und diese Konstellation ist keineswegs eine Besonderheit des Internets, sie ist vielmehr typisch dafür, wie Innovationen entstehen.

Menschliches Wissen entsteht in sozialen Zusammenhängen, nicht durch die einsame Tätigkeit isoliert arbeitender Genies. Das zeigen Untersuchungen aus der Geschichte von Wissenschaft und Technik. Menschliches Wissen baut auf dem Wissen auf, das in der Vergangenheit erworben wurde. Kein Internet ohne Elektrizität, keine Verwendung von Elektrizität ohne die dafür grundlegenden physikalischen Erkenntnisse, die über Jahrhunderte reiften und die ein gemeinsames Erbe der Menschheit sind. Man kann sich deshalb durchaus die Frage stellen, ob neue Erfindungen und die mit ihnen erzielbaren Gewinne nicht in viel höherem Maß direkt der Gesellschaft zufließen sollten, anstatt von einzelnen Individuen oder Firmen abgeschöpft zu werden — schließlich bauen sie in hohem Maß auf diesem gemeinsamen Erbe auf.

Obwohl die Lernprozesse der Menschheit im Grunde schon mit der Zähmung des Feuers und anderen frühen Durchbrüchen begannen, gelang es besonders seit circa 250 Jahren, durch die Anwendung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse auf praktische technische

Probleme enorme Fortschritte zu erzielen. In der Epoche der Aufklärung entstand ein Bewusstsein dafür, dass theoretisches Wissen nutzbar gemacht und für die Verbesserung der Welt eingesetzt werden kann. Nach Ansicht des Wirtschaftshistorikers Joel Mokyr war dabei entscheidend, dass *theoretisches* Wissen über zugrundeliegende Phänomene und *praktisches* Wissen über konkrete Mechanismen in ein produktives Wechselverhältnis gebracht wurden. Theoretisches, naturwissenschaftliches Wissen brachte ein Verständnis dessen, *warum* bestimmte Dinge funktionierten. Das machte es den Praktikern möglich, schneller und systematischer konkrete Verbesserungen einzuführen, während umgekehrt praktische Erfahrungen Hinweise für theoretische Weiterentwicklungen des Wissens brachten. In den Jahrhunderten vor der Aufklärung hatten zwar zahlreiche einzelne Erkenntnisse und technische Innovationen vorgelegen, aber deren Verständnis war weitgehend punktuell geblieben, ohne dass ein dichtes Netz einander stützender Wissensformen entstanden wäre. Seit der frühen Neuzeit wurde Wissen stärker geteilt, weil es durch Veröffentlichungen und durch die Vermittlung in zahlreichen Universitäten und Gelehrten-Vereinigungen weitergegeben wurde. Es ist also ganz maßgeblich die *soziale Organisation* von Wissen, die es Einzelnen erlaubt, Neues zu entwickeln.

Dieses Bild wird auch dadurch bestätigt, dass viele wichtige wissenschaftliche oder technische Durchbrüche parallel von mehreren Forschern erzielt wurden. Wissenschaftliches Arbeiten läuft oft jahre- oder jahrzehntelang ruhig vor sich hin, bis es an die Grenze zu einem neuen Durchbruch stößt. Es sind kumulative Prozesse, die schließlich an den Punkt führen, an dem etwas Neues erreicht werden kann — und eine der beteiligten Personen erreicht es dann. Zum Beispiel entwickelte parallel zu und teilweise gemeinsam mit Charles Darwin dessen Landsmann Alfred Russel Wallace wesentliche Elemente der Evolutionstheorie. Wissenschaftliche oder technische Innovationen sind oft das Ergebnis einer Kombination bestehender und neuer Elemente. Irgendjemand muss diese Kombination herstellen, keine Frage — aber wenn Person A es nicht tut, dann tut es mit großer Wahrscheinlichkeit Person B. Und vielleicht gelingt einer Person C derselbe Durchbruch, aber sie lebt fernab wissenschaftlicher Zentren, verfügt über weniger materielle Mittel oder hat keine einflussreichen Förderer, so dass sie